

INTERVIEW MIT SANDRO CATTACIN

Professor für Soziologie, Universität Genf

Robert Sempach (Interviewer)

Kannst du etwas zu deiner Person sagen?

Prof. Dr. Sandro Cattacin (Gast)

Ich bin in Zürich aufgewachsen und habe dort politische Philosophie, Sozialgeschichte und Politikwissenschaften studiert. Danach hatte ich das Glück, ans Europäische Hochschulinstitut in Fiesole aufgenommen zu werden – ein intellektueller Durchlauferhitzer, der dich in ein Netzwerk und eine Reputationswelt bringt, die relativ schnell zu einer Professur führt. Zuerst war ich in Genf, dann in Konstanz, anschliessend leitete ich fünf Jahre lang das Schweizerische Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien. Als ich nach einer gewissen Zeit genug vom Wissenschaftsmanagement hatte, kehrte ich zur Universität zurück; ich hatte die Wahl zwischen Freiburg und Genf. Meine Frau entschied sich für Genf – und im Nachhinein bin ich froh darüber.

Als ich mit Migrationsforschung begann, war das Thema an Universitäten ein No-Go. Heute sind Lehrstühle für Sozialpolitik und Migrationsstudien überall etabliert. Thematisch bin ich ein Generalist – vermutlich der letzte in der Schweiz, denn generelle Soziologie gibt es kaum noch. Mein Nachfolger oder meine Nachfolgerin wird keinen Lehrstuhl für generelle Soziologie mehr haben. Das grosse Thema, das alle meine Arbeiten begleitet, ist Vulnerabilität, Fragilität und die Politik in diesem Bereich und vor allem im städtischen Kontext.

Wo gibt es in deinem Umfeld Bezüge zu Caring Communities?

Eine prägende Erfahrung hatte ich während der Covid-Zeit (Gamba et al. 2020). Ich pendelte zwischen Genf und Neuchâtel. In der Vorortgemeinde meiner Frau bei Neuchâtel gerieten die Leute in eine tragische Isolation. Es gab nichts, das nach Nachbarschaftshilfe aussah – alles war privatisiert, die Menschen lebten in einer «Splendid Isolation».

Erste Erfahrung – die Studierenden: An der Universität Genf hatten viele Studierende massive Probleme. Sie sassen in kleinen Zimmern, waren nicht aus Genf und wussten nicht, an wen sie sich wenden sollten. Vor allem in der zweiten Welle im Oktober wurde es dramatisch. Die Studierenden selbst reagierten zuerst: Sie richteten Hilfsgruppen ein, riefen sich gegenseitig an, holten Kommilitonen aus ihren Löchern heraus. Es ging nicht ums Studium – es ging ums Überleben, um Lebenssinn. Es wurden gefährliche depressive und psychotische Tendenzen sichtbar. Die Universität Genf richtete dann eine 24-Stunden-Hotline ein – aber die kam erst nach der Selbsthilfe.

Daraus ziehe ich eine erste Lektion: Caring Communities bedeutet nicht, dass sich die Menschen kennen müssen. Im Gegenteil – die Solidarität kommt oft stärker, je weniger man sich kennt. Weil du im selben Boot sitzt und weisst: Allein überleben wir nicht. In der Stadt hast du gelernt, dass du den Hauswart, den Elektriker und andere brauchst. In Krisensituationen wendest du dieses Wissen an: Ich habe Kompetenzen, die jetzt gebraucht werden.

Zweite Erfahrung – das Wohnhaus: Ich lebte damals in einem Haus mit etwa 20 Wohnungen. Die Hälfte waren Expats ohne Bezug zu Genf, die andere Hälfte ein Gemisch, viele davon vermutlich Sozialhilfeempfänger. Genf ist die reichste und die ärmste Stadt der Schweiz gleichzeitig. Schon in der ersten Phase, dann viel massiver in der zweiten, geschah etwas: Leute, die sich kaum grüssten, lernten über das ständige Treffen im Lift und auf dem Flur, dass da andere Menschen leben. Auf der Treppe wurden Bücher als Bibliothek hingestellt. Im Lift hing ein Zettel – rüdrig auf Englisch und Französisch: «Ich bin jung, lebe im sechsten Stock, ich kann für euch einkaufen gehen.» So entstand zum ersten Mal eine Hilfs-Community. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie jemand bei einem Nachbarn klingelte, den man nie sah – und der öffnete mit einem unheimlichen Lächeln: Eine Person fragt nach mir. Ein sehr beeindruckender Moment. Als Covid vorbei war, verschwand die Hilfsbereitschaft wieder schnell (Cattacin and Gamba 2021).

Dritte Erfahrung – die Sans-Papiers: In Genf leben geschätzt 20'000 Sans-Papiers. Ein Doktorand von mir hatte ihre Wohnsituationen erforscht: In Wohnungen von 67 Quadratmetern lebten zum Teil zwölf Menschen – durchorganisiert nach Zeitplänen. Als Covid kam, verloren alle ihre Arbeit und hatten schnell kein Geld mehr. Die Reaktion kam wieder von unten: Zuerst die unabhängige Gewerkschaft SIT, dann Studierende, dann Rotes Kreuz und Caritas. Beim Hockeystadion, 100 Meter von der Universität, verteilten sie Essenspakete an Tausende. Es gab so viele Freiwillige, dass man sie kaum mehr managen konnte (Bonvin et al. 2020).

Dasselbe Phänomen wie nach der Überschwemmung in Valencia?

Genau – das ist urban. Man weiss gar nicht, wo diese Caring-Personen sind, weil man sie im Alltag nicht braucht. Aber wenn ein Problem sichtbar wird, treten sie hervor.

.....

Caring Communities brauchen ein Backoffice

Dann braucht es ab einem bestimmten Punkt die staatliche Übernahme?

Caring Communities sind sehr wertvoll für schnelle Problemlösungen, aber sie können nicht lange durchhalten. Das geht ein paar Monate, dann sind die Leute kaputt. Die Stadt Genf hat aus Covid gelernt: Städtische Beamte rufen seither, wenn es sehr heiss wird, alle über 65-Jährigen an und fragen, ob sie genug trinken oder Hilfe brauchen. Das zeigt: Caring Communities muss man immer im Zusammenspiel sehen. Die Problemlagen und Lebenserfahrungen unterscheiden sich heute so stark, dass es dezentrale Lösungen braucht. Aber wir können nicht davon ausgehen, dass die allein weiterleben. Es braucht organisationale Unterstützung und Stabilisierung – ein Backoffice. Früher war es der Verein: Der Präsident ging in Pension, sein Sohn wurde Nachfolger. In einer Gesellschaft, in der du alle fünf Jahre die Wohnung wechselst, kannst du auf diese Stabilität nicht mehr setzen. Da brauchst du «Carers of Caring Communities». Dieses Prinzip – Caring Communities brauchen professionelle Begleitung, um zu überleben – zieht sich durch alle Themen, die wir heute besprechen.

.....

Radikaler als gedacht: Warum die Gesellschaft Caring Communities braucht

Wie bewertest du die sieben Thesen zu Caring Communities insgesamt?

SC: Die Thesen sind okay, ich kann sie unterschreiben. Aber sie überraschen mich nicht. Was mir fehlt, ist ein klares Statement zu Beginn: Unsere Gesellschaft braucht Caring Communities, damit sie nicht untergeht. Sie braucht «Infrastrukturen der Sorge» (Anderson and Brownlie 2019), damit sie überlebt. Wir sind nicht beim Sandspielen. Der Staat kann in einer immer heterogeneren, differenzierteren Gesellschaft nicht mehr allein an die Leute herankommen, weil die so

verschieden sind, in verschiedenen Rhythmen leben. Wir befinden uns in einem radikalen Neudenken der Produktion von Wohlbefinden.

.....

Universelle Sorge – eine Überforderung

Die erste These fordert «kein gutes Leben von Geburt bis zum Lebensende für alle». Siehst du das als Aufgabe von Caring Communities?

Das ist eine völlige Überforderung. Kein Freiwilliger denkt so. Caring Communities streben an, dass es in einem Garten einen Grillplatz gibt, den alle nutzen können. Oder dass am Sonntagmorgen ein Museum für blinde Menschen öffnet. Sie arbeiten nah an konkreten, oft existenziellen Problemen: Jemand hat nichts zu essen, trinkt nicht genug bei 40 Grad in der Wohnung. Mit Amartya Sen gesagt: Du hilfst den Leuten dort, wo sie stehen, einen Schritt weiter zu machen (Sen 1993) – etwa Wasser zu Hause zu haben. Aber ein erfülltes, schönes Leben für alle? Dafür braucht es den Staat, Gesetze, Ressourcen. Diese Überforderung klingt schnell ideologisch – denn eine Caring Community muss auch schauen, wie es dem Rassisten im ersten Stock geht. Sie muss sich de-ideologisieren und nah an den Menschen sein.

.....

Ortspflege als Grundlage: Belonging schafft Engagement

RS: Welche Rolle spielt der Ort, das Territorium?

Ein Freund von mir, ein deutscher Museumsdirektor, hat es so formuliert: Wenn ich in Ostdeutschland keine Blumen auf den Balkonen sehe und die Kreisel keine Blumen haben, weiss ich, dort läuft etwas schief. Die Blumenkästen zeigen: Man liebt den Ort, wo man lebt.

Der Bürgermeister von Vernier – Thierry Apothéoz, heute Regierungsrat – hat als eine seiner ersten Amtshandlungen den Putzdienst verstärkt. Überall gibt es jetzt farbige Kübel zur Mülltrennung, und man sieht immer jemanden mit dem Besen. Die Leute haben das Gefühl bekommen: Das ist ein wertvoller Ort, an dem ich lebe. Er war einmal eine der ärmsten Gegenden in Genf – es ist immer noch problematisch, aber der Wandel ist spürbar. Wir haben über Jahre einen Quartierpark in Genf beobachtet – meine Kollegin hat 400 Stunden Beobachtungen aufgeschrieben (Cattacin and Gamba 2024 ; Gamba and Cattacin 2025). Am Eingang steht ein Schild: «Dieser Park gehört der Bevölkerung.» Er ist nicht schön, aber intensiv genutzt. Da liegt ein Papier am Boden, und jemand, der es nicht dorthin geworfen hat, hebt es auf. Der Park hat ein 18-Stunden-Leben mit verschiedenen Gruppen – Kinder kommen, ältere Personen gehen, am Wochenende finden Hochzeiten und Trauerfeiern statt. Es wird kaum gesprochen, alles läuft über Beobachtung. Die Aneignung ist möglich, aber mit Respekt für den Ort.

Die Idee dahinter: Über Belonging, Zugehörigkeit, entsteht ziviles Engagement. Aber dafür braucht es die Pflege des Ortes – und die kann man nicht allein den Anwohnern überlassen. Jeden Morgen schickt die Stadt einen Putzdienst, Bäume müssen geschnitten, Mülleimer geleert werden. Auch hier braucht es das Backoffice.

.....

Koproduktion – nötig, aber fragil

Die zweite These betont die Koproduktion von Zivilgesellschaft und Staat.

Schon Durkheim hat 1898 gesagt: Der Sozialstaat ist zu weit entfernt von den mannigfachen Erscheinungsformen der Gesellschaft. Nur organisierte Gemeinschaften sind nah genug an den Problemen, um Antworten zu finden (Durkheim 1991 [1897]). Der Slogan «Koproduktion» ist nicht neu – er stammt aus den 1980er Jahren (Verschuere et al. 2012) – aber er ist richtig. Und er ist nicht beliebig.

In unserer AIDS-Forschung haben wir gesehen, dass viel Instrumentelles stattfand: Der Staat delegierte einfach. Das ist auch Koproduktion – aber als Alibi. Wolfgang Seibel hat das «erfolgreich scheiternde Organisationen» genannt (Seibel 1992). Erfolgreich, weil der Staat sagen kann, er habe etwas getan. Aber die Organisationen sind weiterhin nicht fähig, das Problem zu lösen.

Für mich ist klar: Caring Communities müssen autonom sein. In der Drogenanlaufstelle, in deren Komitee ich bin, haben wir nicht den Staat gefragt, ob wir uns um Crack-Konsumierende kümmern dürfen. Wir haben es einfach gemacht. Nachher kam der Staat – und wir sagten: Wir brauchen Geld. Genau diese Lösungssuche geht kaputt, wenn der Staat dich nur als Alibi braucht oder per Vertrag Dienstleistungen bestellt.

Diese Kooperation ist fragil. Eine Veränderung der politischen Landschaft kann sie über Nacht zerstören. Es braucht einen Lernprozess in gegenseitigem Respekt und Autonomie: Der Staat garantiert die Grundversorgung und unterstützt Initiativen, statt sie zu instrumentalisieren (Bütschi and Cattacin 1994).

.....

Die Wirtschaft: Lokal denken, nicht sponsern

Welche Rolle spielt die Wirtschaft?

Die Rolle der Wirtschaft ist ambivalent. «Caring Community, sponsored by Coca-Cola» – das möchten wir nicht. Private Gelder sollten idealerweise durch den Staat oder eine unabhängige Instanz mit Filterfunktion fließen. Die Wirtschaft, die mich interessiert, würde ich nicht in einer Kooperationslogik, sondern als Akteur in die Caring Communities hineinnehmen: die lokale, reproduktive Wirtschaft – der Bäckerladen, das Restaurant, der Coiffeur. Diese gehören zur «Infrastructure of Kindness». Man sollte sie nicht um Geld fragen, sondern einbeziehen: Wisst ihr, was ihr tun müsst, wenn jemand einen Hitzschlag bekommt? Wie geht man mit jemandem um, der Demenz hat? Solche Ausbildungen kosten wenig – viel weniger als eine Ambulanz in jedem Quartier – und lösen viele Probleme.

Zur Problematik der Stiftungsabhängigkeit: In Genf unterstützt die Wilsdorf-Stiftung das Universitätsspital, finanziert einen grossen Teil des Kulturbetriebs und Sozialprojekte. Es gibt Forschungsliteratur, die solche stiftungsabhängigen Städte demokratietheoretisch infrage stellt (Puttick 2023). Wenn eine Stiftung ein solches politisches Gewicht hat, wird es problematisch. Deswegen ist es wichtig, dass Firmen und die Reichsten wieder angemessenen Steuern zahlen.

.....

Inklusion und Partizipation – Anspruch und Wirklichkeit

Wie siehst du die These zu Inklusion und Partizipation?

Das sind wichtige Prinzipien – aber eine moralische Anforderung, nicht eine Realität. Die Welt der Caring Communities ist heterogen und überlappend. Wer sich um ältere Leute kümmert, ist exklusiv – wenn ein Jugendlicher vorbeikommt, ist das eine andere Welt. Das ist in Ordnung. Ein Kollege, Simone Baglioni, hat in seiner Disser-

tation das Vereinswesen in der Schweiz analysiert und die Inklusionsfrage gestellt: Wie viele Verbindungen hat ein Verein zu anderen Stellen? Das Ergebnis war paradox: Der verschlossenste, exklusivste Verein war ein Schweizer Jasskartenspielerclub – kein Kontakt zu staatlichen Stellen oder anderen Vereinen. Die offensten und vernetztesten waren die Migrantenvereine. Sie müssen ein Lokal erfragen, sich entschuldigen, ständig aufpassen – und genau die werden als «Ghetto» bezeichnet (Baglioni 2004).

Caring Communities müssen so begleitet werden, dass Inklusion möglich ist und Rassismus verhindert wird – durch Gespräche, Mediation, gegenseitigen Respekt auch gegenüber Vereinen, die dieselbe Arbeit in einer anderen Sprache machen.

.....

Innovation braucht offene Räume

Die fünfte These fordert Raum für Innovation und Exploration.

Wir haben in zehn Städten mit 200 Forschenden soziale Innovationen untersucht (Brandsen et al. 2016). Das Ergebnis ist klar: Ideen entstehen Bottom-up – und zwar stärker in offenen Städten. Der französische Stadtsoziologe Jacques Donzelot hat als «Plan Urbain» – Verantwortliche in schwierigen Quartieren, statt Polizei Begegnungsräume eingeführt – Muskräume für Jugendliche, Treffpunkte. Die Wirkung war enorm (Donzelot 2007; Donzelot and Estèbe 1994).

Je mehr eine Stadt in ihre Qualität investiert, desto mehr Experimente entstehen. In Städten, wo Angst herrscht, geschieht wenig – nicht wegen der Armut selbst, sondern weil nicht in banale Dinge investiert wird, die den Leuten das Gefühl geben: Ich lebe an einem wertvollen Ort.

Eine Architekten- und Anthropologengruppe an der Universität Kopenhagen hat dazu ein Manifest verfasst: «Zusammenleben in der Stadt». Darin stehen zum Teil banale Dinge: Wenn du jemanden triffst, der dir in die Augen schaut, lächle. Wenn du in der Nähe einer Schule bist, laufe langsam. Die Leute müssen mit ihrem Verhalten dazu beitragen, dass ein Ort als vertrauenswürdig wahrgenommen wird. Wir schliessen nicht alle aus, die gefährlich aussehen – wir grüssen sie. Und wenn sie zurückgrüssen, ist so etwas wie Vertrauen hergestellt.

.....

Wissenstransfer und Dokumentation

These sechs betont den gezielten Austausch und die Zusammenarbeit.

Was wir in der Forschung ständig beklagen: Es gibt keine Archive, keine Berichterstattung. Wir hören von einem innovativen Projekt in einem Quartier, gehen hin – und die Leute sind weggezogen, den Verein gibt es nicht mehr, die Informationen wurden nie aufgezeichnet. So erfinden wir immer wieder das Gleiche. Die Rolle eines Netzwerks wie dem CC-Netzwerk ist hier zentral: Es muss eine Ressourcenseite entstehen, auf der solche Expertisen nachvollziehbar werden.

.....

Kultur und Infrastruktur der Sorge

Die letzte These fordert eine «Kultur der Sorge».

Für mich vielleicht die wichtigste These – sie müsste ganz oben stehen. Aber es braucht neben der Kultur auch die Struktur: die «Infrastruktur der Sorge». Das ist das Restaurant mit dem Kellner, der weiss, wie man mit jemandem umgeht, der Demenz hat.

Dazu eine wichtige Beobachtung aus der Covid-Zeit: In unserer ersten Umfrage bei jungen Erwachsenen hatten die Männer grosse Probleme – kein Sport, kein soziales Leben. Die jungen Frauen sagten: Alles unter Kontrolle. Im zweiten Jahr drehte sich das Bild um. Die Männer blühten auf,

die Frauen brachen zusammen. Die Erklärung: die patriarchische Gesellschaft. Die Frauen haben getan, was erwartet wurde – Sorge tragen für ihre Brüder, Freunde, Partner – und waren nach zwei Jahren völlig ausgebrannt. Statistisch zeigt sich dasselbe bei älteren Paaren: Betagte Frauen in Beziehungen haben eine schlechtere Gesundheit als Witwen. Caring braucht also auch Selbstsorge und die Anerkennung dieser unsichtbaren Last.

In Zürich-Seebach nennt sich eine Gruppe «Care-Kultur» – sie will keine Strukturen, keinen Verein, um völlig unabhängig zu bleiben.

Ich würde dann fragen: Möchtet ihr jemanden, der die Strasse aufräumt? Der die Schule öffnet? Der das Treppenhaus reinigt? – Ja? Das sind Infrastrukturen, auf denen ihr aufbaut. Aber ich sehe es pragmatisch: Diese informellen Gruppen gehören in die Vielfalt der Caring-Welt. Im freiwilligen Engagement nimmt die informelle Arbeit zu, die formelle ab. Die Leute wollen sich nicht mehr lange binden, keine Hierarchien. WhatsApp-Gruppen lösen in zehn Minuten, wofür ein Verein eine Generalversammlung bräuchte. Aber auch informelle Gruppen profitieren davon, dass der Staat ein gesundes Umfeld schafft und Freude an einem Ort ermöglicht.

Vielen Dank, Sandro, für dieses reichhaltige Gespräch.

Danke für das schöne Gespräch.

Zitierte Texte

Anderson, Simon und Julie Brownlie (2019). Public policy and the infrastructure of kindness in Scotland. Edinburgh: Edinburgh Research Explorer.

Baglioni, Simone (2004). Société civile et capital social en Suisse. Une enquête sur la participation et l'engagement associatif. Paris: Harmattan.

Bonvin, Jean-Michel, Max Lovey, Emilie Rosenstein und Pierre Kempeneers (2020). La population en grande précarité en période de COVID-19 à Genève: conditions de vie et stratégies de résilience. Genève: Université de Genève, IRS.

Brandsen, Taco, Sandro Cattacin, Adalbert Evers und Annette Zimmer (Hg.) (2016). Social Innovations in the Urban Context. N.Y.: Springer.

Bütschi, Danielle und Sandro Cattacin (1994). Le modèle suisse du bien-être. Coopération conflictuelle entre Etat et société civile: le cas de l'alcoolisme et du vih/sida. Lausanne: Réalités sociales.

Cattacin, Sandro und Fiorenza Gamba (2021). «Le opportunità della città aperta.» Terra Cognita(37): 24–27.

Cattacin, Sandro und Fiorenza Gamba (2024). «Inclusion of differences through the rhythm of the city. An analysis of an urban neighbourhood park.» Cities 156: 105475.

Donzelot, Jacques (2007). «Un Etat qui rend capable», dans Paugam, Serge (ed.). Repenser la solidarité. Paris: PUF, p. 87–109.

Donzelot, Jacques und Philippe Estèbe (1994). L'Etat animateur. Essai sur la politique de la ville. Paris: Esprit.

Durkheim, Emile (1991 [1897]). Le suicide: étude de sociologie. Paris: PUF.

Gamba, Fiorenza und Sandro Cattacin (2025). «Il Parco di Quartiere. La responsabilizzazione che disegna lo spazio pubblico», dans Fassari, Letteria G. et al. (ed.). Le qualità sociologiche dello spazio pubblico. Roma: Guerini, p. 65–89.

Gamba, Fiorenza, Marco Nardone, Toni Ricciardi und Sandro Cattacin (Hg.) (2020). COVID-19. Eine sozialwissenschaftliche Perspektive. Zürich; Genève: Seismo.

Gamba, Fiorenza, Nikolena Nocheva und Henriette Steiner (Hg.) (2026 [im Erscheinen]). Fragile Bodies in the City. Zürich; Genève: Seismo.

Puttick, Ruth (2023). «The influence of philanthropic foundations on city government innovation.» International Journal of Urban and Regional Research 47(5): 774–791.

Seibel, Wolfgang (1992). Funktionaler Dilettantismus. Erfolgreich scheiternde Organisationen im «Dritten Sektor» zwischen Markt und Staat. Baden-Baden: Nomos.

Sen, Amartya (1993). «Capability and Well-being», dans Nussbaum, Martha and Amartya Sen (ed.). The Quality of Life. New York: Oxford University Press, p. 30–53.

Verschuere, Bram, Taco Brandsen und Victor Pestoff (2012). «Co-production: The State of the Art in Research and the Future Agenda.» Voluntas(23): 1083–1101.